

Mission possible

Schlingensiefel präsentiert sein afrikanisches Operndorf in Hannover – und auch die Theaterformen Braunschweig haben einen Afrika-Schwerpunkt

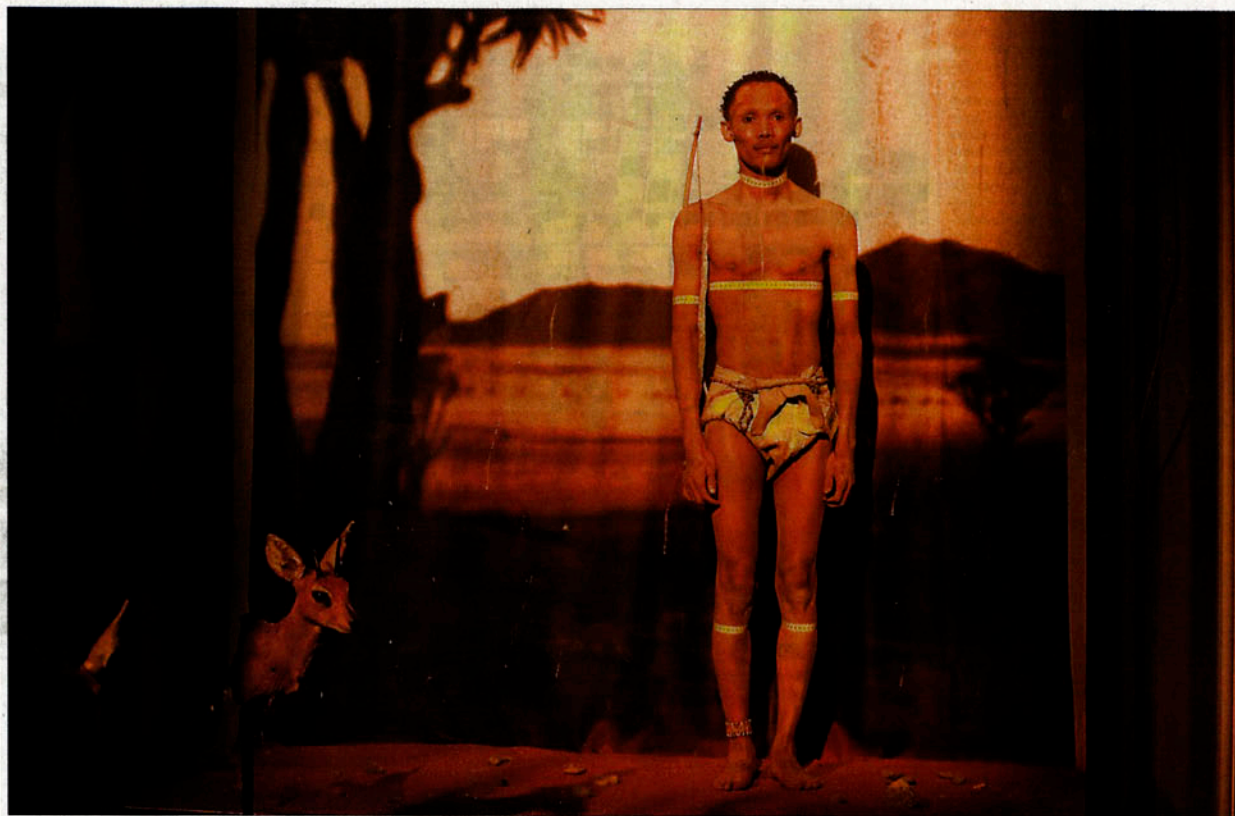
Francis Kéré ist die leibhaftige Erscheinung vermittelnder Kultur. Strahlenförmige Schmucknarben rahmen sein Gesicht, eine amerikanische Sonnenbrille und eine Lederjacke im Stil der Siebziger erinnern an den Filmdetektiv John Shaft, er spricht mehrere der 60 Sprachen Burkina Faso plus Französisch, Englisch, Deutsch, und in seinem Auftreten mischen sich auf manchmal irritierende Weise unterschiedliche Formen der Höflichkeit. Kéré ist ein Berliner Architekt, der nicht in Europa baut, weil seine Ideen darum kreisen, wie man in klimatischen Extremzonen die Bautraditionen der Armut technisch verbessern kann. Er entwickelt Projekte in Indien, dem Jemen und auf dem afrikanischen Kontinent, dazu reist er um die Welt und hält Vorträge über sein Dorf, wo er Bildungsorte gebaut hat, die international bedeutende Preise für nachhaltige Architektur gewannen.

Es gibt also keinen besseren Interpret für die zunächst bizarr erscheinende Idee, in die Steppe Burkina Faso, 30 Kilometer von der Hauptstadt Ouagadougou entfernt, eine Oper zu bauen. Francis Kéré ist der Architekt von Remdoogo, dem Projekt „Festspielhaus Afrika“ von Christoph Schlingensiefel, das so viel öffentlichen Zuspruch in Deutschland erhält, dass sogar der Bundespräsident dieser Tage hingefahren wäre – hätte er nicht vorher demissioniert. So können zahlreiche Exponate, die eigentlich in der Präsidentenmaschine mitfliegen sollten, doch in Hannover während der neuen Herrenhäuser Festspiele gezeigt werden. Und der Ort der Remdoogo-Installation, die Kéré zusammen mit dem Bühnenbildner Thomas Goerge entwickelt hat, forciert noch einmal die Kraft der Kontraste, die in diesem Projekt steckt.

Denn der barocke Große Garten mit seiner strengen Geometrie rasierter Hecken und affektierter Skulpturen rahmt eine Ausstellung, die aus Behelfsarchitektur, einem rostigen Container sowie Sperrholzfiguren von Schlingensiefel und diverser Nutzvieh besteht. Modelle und Pläne sind in einem Pavillon versammelt, der als afrikanische Schule verkleidet ist, auf Monitoren, die in schiefen weißen Kästen herumstehen, laufen Videos vom Transport des Gestühls – das die Ruhrfestspiele dem Operndorf geschenkt haben – über einen Hafen in Togo zum Bestimmungsort.

Es gibt auch einen Fußballplatz

Hier erläutert Kéré die schneckenförmige Gemeinde rund um das Festspielhaus. Einfache Wohnmodule aus Lehm und Holz, die nicht mehr als 1000 Euro kosten dürfen, eine Schule und eine kleine Musik- und Filmakademie, Gästehöfen, Werkstätten und Sanitäranlagen sind so konzipiert, dass sie auch ohne die Oper in der Mitte als Dorf funktionieren. Denn Kéré denkt nüchtern das mögliche Scheitern des Festspielhauses mit und ist sich mit Schlingensiefel einig, dass die soziale Komponente des Projektes darunter nicht leiden darf. „Scheitern als Chance“, Schlingensiefels Wahlkampfslogan aus dem Jahr 1998, meint hier eine reale Verantwortlichkeit.



Schwarze schauen dich an: Brett Bailey zitiert in seiner Menschengeschichte „Deutsch-Südwestafrika“ die einstigen „Völkerschauen“. Nurith Wagner-Strauss

„Christoph hat keine Geduld. Er denkt schnell und provisorisch“, sagt Kéré. Mit einem Lachen nennt er ihn den „Visionslieferanten“ und lässt in aller Bescheidenheit durchblicken, dass er, Kéré, es ist, der für die praktische Umsetzung von Remdoogo sorgt. Und das beschreibt einen weiteren interessanten Kulturwirbel: Kéré steht für das, was man in der englischsprachigen Welt, „the German efficiency“ nennt, wogegen Schlingensiefel den schamanischen Teil des Projektes ausagiert. Und weil Kéré weiß, was den Menschen vor Ort letztlich wichtiger ist als alle kulturelle Selbstverwirklichung, hat er am Rande der Siedlung ein Feld der Freude geplant: einen Fußballplatz. Dieser Link zwischen Afrika und Europa über einen kleinen Ball ist im Moment Anlass für diverse kulturelle Transferleistungen in Form von Ausstellungen, Theaterprojekten und Gesprächen.

Auch das Festival „Theaterformen“, das dieses Jahr in Braunschweig stattfindet, hat Leiterin Anja Dirks mit einem Afrika-Schwerpunkt kuratiert. Neben einem Symposium zum Kolonialismus-Thema, das am ersten Tag von Phrasen und

Banalitäten beherrscht wurde, bot das Eröffnungswochenende zwei eindrückliche Perspektiven auf das komplizierte Verhältnis der zwei Kontinente.

In Erinnerung an die „Völkerschauen“, die Carl Hagenbeck und andere im 19. Jahrhundert mit Nubiern, Eskimos, Irokesen, Kalmücken oder Äthiopiern veranstalteten, hat Brett Bailey eine Menschengeschichte zu „Deutsch-Südwestafrika“ inszeniert. Im ehemaligen Kesselgewölbe der National-Jürgens-Brauerei erinnern stille Arrangements mit schwarzen Darstellern, die nichts tun, als den Besucher anzuschauen, an die Gräueltaten der deutschen Herrschaft in Namibia. Man sieht einen Herero-Krieger, eine Sexsklavensklavin, einen Schutztruppier oder KZ-Innensinnen unter dem Christenkreuz. Ergänzt um Zeugnisse der Massaker und Demütigungen, die anständige Deutsche fern der Heimat angerichtet haben, führt Bailey den Parcours der Verachtung bis zur Gegenwart. Die deutsche Ausweisungspraxis, die Menschen mit Paketband und Motorradhelm im Flugzeug festbindet, ist das letzte lebende Bild.

Bailey stellt bewusst die totale Entwür-

digung der Menschen als Objekte her, die vom Besucher angestarrt werden müssen, und macht es dem „Zuschauer“ dadurch unmöglich, ohne ein tiefes Gefühl der Beschämung durch die dunklen Gewölbe zu gehen. Angesichts der großen Unkenntnis in der deutschen Gesellschaft über den Genozid an den Hereros und die enthemmte Brutalität deutscher Kolonialbestrebungen ist dieser emotionale Angriff vermutlich ein Mittel adäquater Bewusstwerdung. Zumal am Ende des Weges die Darsteller selbst auf Wandbildern noch einmal zu Wort kommen und bekennen, dass sie sich in der deutschen Gegenwartsgesellschaft noch immer wie Menschen zweiter oder dritter Klasse vorkommen.

Leise, subtil und humorvoll tritt dagegen Bruno Vanden Broecke als katholischer Missionar in David van Reybroucks Stück „Mission“ auf. Van Reybrouck hat zahlreiche belgische Missionare im Kongo interviewt und daraus einen Vortrag entwickelt, der ohne jede Schulzuweisung die zermürbende Gewissenszüchtung von Anspruch und Wirklichkeit beschreibt. 51 Jahre hat diese Fi-

gur in dem Land gewirkt, das durch Belgiens Kolonial-Sadismus bis heute traumatisiert ist, und das Resümee ist ein Requiem auf gute Grundsätze und ein Oratorium des Zweifels.

Zwei Stunden lang trägt dieser mal linkische, mal charmante, aber stets ehrliche Weiße Vater seine Erlebnisse mit seiner Gemeinde und den Kriegen, mit der Zuneigung und dem Morden, der Entbehrung und der Lust vor. Es ist eine Beichte, in der man lange auf die böse Pointe wartet, um endlich zu verstehen, dass diese nicht kommen wird. Denn „Mission“ handelt nicht von vertuschtem Verbrechen der katholischen Kirche, sondern von der Zwiespältigkeit einer unmöglichen Aufgabe: Menschlich und mächtig an einem Ort zu bleiben, wo Gewalt kaum mehr zählbar scheint. Und wenn dieser Missionar am Ende erkennt, dass das Christentum nur noch einen Sinn hat, wenn es sich „ein wenig afrikanisiert“, dann empfiehlt er die gleiche kulturelle Vermischung, die Francis Kéré und Christoph Schlingensiefel gerade als Remdoogo bauen: eine Mission ohne Missionartum. TILL BRIEGLEB